



Es heißt drei „Leser“, auch wenn zwei davon Frauen sind. Grammatikalisch ist es korrekt. Aber nicht alle Geschlechter fühlen sich angesprochen.

BILD: ISTOCK

Das Interview: Germanistin Carolin Müller-Spitzer spricht im Interview über geschlechtergerechte Sprache und ihre Gegner

„Ändern sich Werte, ändert sich Sprache“

Von Anika Pfisterer

Liebe Leser, seien Sie nicht beleidigt, wir meinen eigentlich auch Ihre Frauen. Wer im Deutschen grammatikalisch korrekt spricht, spricht vor allem in männlichen Formen. Germanistin Carolin Müller-Spitzer über die Lücke zwischen dem, was Grammatik meint, und dem, was in der „wahren Welt“ ankommt.

Frau Müller-Spitzer, es heißt zehn Lehrer, auch wenn neun davon Frauen sind oder eine andere Geschlechtsidentität haben. Wie gendergerecht ist das Deutsche?

Müller-Spitzer: Im Deutschen geschlechtergerecht zu formulieren, ist herausfordernd. Unser Genusystem zeigt sich in Pronomen, aber auch bei Substantiven. Hinter den „zehn Lehrern“, also dem generischen Maskulinum, steht die Vorstellung, dass das grammatische Geschlecht nichts mit dem biologischen zu tun hat. Männliche Personenbezeichnungen gelten dann als neutrale Oberbegriffe.

Hatten männliche Formen schon immer diese Doppelfunktion?

Müller-Spitzer: Das ist empirisch schwer zu untersuchen. Die alten Texte, die uns vorliegen, sind selten Alltagstexte. Dazu kommt, dass sich aus ihrem Kontext schwer ableiten

lässt, ob Frauen mitgemeint waren. Wir wissen aber, dass es schon in den vergangenen Jahrhunderten Diskussionen gab, ob die männliche Form auch für die weibliche stehen kann. Schriftsteller Johann Christoph Gottsched empfiehlt 1748 in seiner deutschen Sprachkunst Bezeichnungen wie Oberstinn, Hauptmännin oder Doctorinn.

Kommt das generische Maskulinum denn heute so an, wie es gemeint ist?

Müller-Spitzer: Empirische Studien deuten eher auf das Gegenteil. Das sehen wir zum Beispiel an Experimenten zu Satzfortsetzungen: Versuchspersonen lesen Sätze im generischen Maskulinum, die dann mit eindeutig männlichen oder weiblichen Substantiven fortgeführt werden. „Sozialarbeiter laufen durch den Bahnhof. Mehrere der Frauen tragen keine Jacken.“ Gilt das als stimmig? Die Reaktionszeit gibt Aufschluss. Geht der Satz „männlich“ weiter, finden Versuchspersonen das plausibler. Das generische Potenzial von Wörtern oder Kontexten variiert aber.

Inwiefern?

Müller-Spitzer: Bei der direkten Ansprache – zum Beispiel „Liebe Leser“ – fühlen sich etwa Frauen weniger mitgemeint. Anders sieht es aus bei

Professorin für Germanistik

■ Carolin Müller-Spitzer (Bild) ist Professorin für Germanistische Linguistik und lehrt an der **Universität Mannheim** und hat eine Vertretungsprofessur an der Uni Duisburg-Essen.



■ Ein **BGH-Gerichtsurteil** – eine Frau wollte die Ansprache als „Kundin“ einklagen, – war einer der Anlässe, für Müller-Spitzers Schwerpunkt Genderlinguistik. Damals wurde ihr klar, wie wenig Gehör der aktuelle Forschungsstand auf dem Gebiet bisher findet.

■ Müller-Spitzer leitet das Projekt **Empirische Genderlinguistik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS)**, das diesen Mai gestartet ist. *apt* (BILD: MARIE JOHANNA SPITZER)

dem Satz: „Ich gehe zum Arzt.“ Hier sollte die Funktion im Vordergrund zu stehen, nicht die Person. Auch einzelne Worte unterscheiden sich: „Einwohner“ ist so abstrakt, dass es meist nicht mit einem Geschlecht belegt ist. Bei „Arzt“ ist das anders. Zu solchen Fragen müssen wir weiter forschen.

Welche geschlechtergerechte

Schreib- und Sprechweisen empfiehlt die Wissenschaft?

Müller-Spitzer: Unser Ansatz in der Wissenschaft sind keine Vorschriften, sondern über Hintergründe aufzuklären. Als Wissenschaftlerin finde ich das Experimentieren, das gerade stattfindet, total spannend. Wir haben viele Möglichkeiten im Deutschen: kondensierte Formen wie „Lehrer*in“ (auch: „Lehrer:in“ / „Lehrer_in“ / „LehrerIn“), die vor allem im Plural („Lehrer*innen“) gut funktionieren. Im Singular eignen sich auch Umschreibungen („wer lehrt“) oder wir können auch zwischen weiblichen und männlichen Formen abwechseln.

Wie ist Ihr Eindruck, kämpfen hauptsächlich Frauen für geschlechtergerechte Sprache?

Müller-Spitzer: Die Genderdiskussion lässt sich nicht an Geschlechtergrenzen festlegen, es geht um diskriminierungsfreie Sprache im Allgemeinen. Mein persönlicher Eindruck: Manche beschäftigen sich gerne mit gesellschaftlichen Wertvorstellungen und damit, wie die sich in Sprache spiegeln. Andere sehnen sich nach ihrer gewohnten Sprache, ihrem „Zuhause“. Es gibt auch in Teilen der Wissenschaft die Angst, man greife durch das Gendern zu sehr ins Sprachsystem ein. Vor Kurzem hatte auch ein Gesetzes-

entwurf im generischen Femininum für Furore gesorgt. Dabei wurden gerade im Juristischen zahlreiche Wortneuschöpfungen – ohne Aufruhr – eingedeutscht. Geht es um geschlechtergerechte Sprache, zeigt sich manchmal eine reflexhafte Abwehr. Dann heißt es, es gebe Wichtiges. Das Argument wird selten angebracht, wenn ein neuer Kreislauf in der Ortschaft diskutiert wird.

Sprache ändert sich aber doch permanent?

Müller-Spitzer: Ja, Sprache heißt Wandel. Ein kleines Beispiel: Vor den 80er und 90er Jahren haben wir gesagt „an etwas Spaß haben“. Danach wurde der Spaß so wichtig, dass „Spaß haben“ alleine stehen konnte. Mit unserer Sprache bilden wir unsere Welt, unsere Werte ab. Redewendungen wie „Herr einer Sache sein“ oder „sich auf den Schlipps getreten fühlen“ spiegeln eine Männerwelt. Ändern sich Werte, ändert sich Sprache.

Gegner des Gendern nennen es ein Sprachdiktat...

Müller-Spitzer: Wir sind frei in unserem Sprachgebrauch. Keiner wird gezwungen, im Privaten zu gendern, auch wenn innerhalb von Institutionen oder Unternehmen Regeln gelten mögen. Alleine unsere Rechtschreibung ist normiert.